

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 63 (1980)
Heft: 6

Artikel: Mutter Teresa - eine seltsame Heilige
Autor: Morf, Max P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freidenker

Monatsschrift der
Freidenker-Vereinigung
der Schweiz

Nr. 6 63. Jahrgang
Juni 1980

Mutter Teresa — eine seltsame Heilige

Mutter Teresa — eine seltsame Heilige. Unter einer ähnlichen, aber weitaus respektloseren Überschrift veröffentlichte Barbara Smoker, Präsidentin der britischen «National Secular Society» in der Monatsschrift «The Freethinker» vom Februar 1980 einen bemerkenswerten, treffenden Beitrag über die Friedensnobelpreisträgerin von 1979.

Als Mutter Teresa vom erlauchten Gremium in Oslo diese Auszeichnung zugesprochen worden war, brachen die Massenmedien in wahre Begeisterungstürme aus. Radio, Fernsehen und Presse überboten sich in Lobpreisungen. Alles, was diese Ordensschwester tat und tut, ist über jeden Zweifel erhaben. An ihrem Werk Kritik zu üben, wäre schlimmer als Gotteslästerung.

Indien, dieser asiatische Subkontinent mit seinen von religiösem Aberglauben verblendeten Volksmassen, die ausgehungert und in Abgestumpftheit dahinvegetieren, ist ein einziges Elendsgebiet. Dies allerdings hindert die dünne Oberschicht nicht, in Saus und Braus zu leben.

Grund dieser bitteren Not ist die explosionsartige Bevölkerungsvermehrung. Selbst eine intensiv gesteigerte landwirtschaftliche Produktion und massive Lebensmittelspenden aus den Industrieländern können die Existenzbedingungen dieser ausgemergelten Millionenmassen nicht verbessern.

In den vergangenen Jahrhunderten regelte die Natur durch immer wieder auftretende Epidemien, die einen hohen Zoll an Menschenleben forderten, das Problem der Überbevölkerung. Doch die moderne Hygiene und die wirkungsvolle Seuchenbekämpfung — woran im Grunde genommen gewiss nichts auszusetzen ist — sowie der durch die Religion bedingte Rückstand

im rationalen Denken vieler Völker machen diese Frage heute fast unlösbar.

Um einem kommenden Hungerholocaust wirksam begegnen zu können, gibt es für die Länder der Dritten Welt nur eines: strikte Geburtenregelung. Dagegen wehrt sich die frischgebackene Nobelpreisträgerin aber vehement.

Sie lesen in dieser Nummer

Mutter Teresa — eine
seltsame Heilige

Jéan-Paul Sartre

Leserbriefe

Frei ist nur der in sich
selbst geborgene Mensch

Was hat die Kirche getan?

Feldzug gegen den Schwangerschaftsabbruch

Wie Barbara Smoker in ihrem Beitrag ausführte, war die Rede von Mutter Teresa ein einziger Feldzug gegen den Schwangerschaftsabbruch. Und die versammelte Prominenz hörte sich den Worterguss ohne Wimpernzucken an, obwohl die meisten der Zuhörer innerlich mit den dargelegten Thesen kei-

neswegs einverstanden oder selbst schon mit der Abtreibungsfrage konfrontiert worden waren. Doch Mutter Teresa zu widersprechen, geziemt sich nicht.

Die einzige kritische Fernsehsendung all der vielen Sendungen, die in England über das Leben und Wirken dieser Nonne ausgestrahlt wurden, war denn auch bezeichnenderweise in Kalkutta aufgenommen worden. Dort sagten Leute: «Wir wollen von ihrer Wohltätigkeit nichts wissen!»

Zweifellos sind einige Begünstigte für die Hilfe dieser Abgeordneten eines fremden Landes und eines fremden Gottes zutiefst dankbar, da diese ihnen erlaubt, einige Tage länger am Leben zu bleiben oder unter geringeren Beschwerden zu sterben. Andere mögen denken, dass diese Hilfe nicht genügt und zu spät kommt, also fragwürdiger Natur ist. Ein weiterer betroffener Personenkreis mag sich bewusst sein, dass diese karitative Aktion die einzige Lösung des Problems verhindert: die Geburtenkontrolle.

Man müsste mit der Tiefenpsychologie und der christlichen Theologie vertraut sein, um den tiefen masochistischen Beweggrund einer Frau zu verstehen, die sich als lebenslängliche «Braut Christi» für eine verlorene Sache opfert, indem sie vor der einzigen Chance, die einen Fortschritt garantieren würde, zurückschreckt. All dies aus leidenschaftlicher Liebe zu einem allmächtigen, unsichtbaren himmlischen Wesen, das es anscheinend vorzieht, das riesige Schlamassel schneller herbeizuführen, als es seine getreue Dienerin beseitigen kann. Wenn nur ein Teil der Mittel, die diese Frau in

Kalkutta aufgewendet hat, um armen Sterbenden etwas Trost zu spenden, für unentgeltliche Verhütungsmittel verwendet worden wären, hätte viel mehr Not verhindert werden können.

Allerdings hätten damit keine tränenrührenden und steinerweichenden Fernsehenszenen zur Befriedigung der Sentimentalisten im satten Westen gedreht werden können.

Das «Recht auf Leben»

Nach der Ausstrahlung der Zeremonie der Preisübergabe zeigte das britische Fernsehen in einer aus Kalkutta übertragenen Reportage des bekannten Publizisten Malcolm Muggeridge, wie Mutter Teresas Gehilfinnen neugeborene Säuglinge aus Mülltonnen holten. Wie die Laureatin erklärte, seien diese Geschöpfe von hoffnungslosen, verzweifelten jugendlichen Müttern auf die Welt gestellt und dann einfach in den Abfallkübel geworfen worden, um sie dort sterben zu lassen. Einige dieser Frauen legen den unerwünschten Nachwuchs zuoberst auf den Eimer, kurz bevor die Ordensschwwestern die allmorgendliche Runde machen, so wie früher in Europa Neugeborene heimlich vor den Pforten der Waisenhäuser ihrem Schicksal überlassen wurden.

Dass lebende Säuglinge in Mülltonnen geworfen werden, erfüllt uns mit Entsetzen. Die gläubige Mutter Teresa ist jedoch kompromisslos gegen Schwangerschaftsabbruch und Empfängnisverhütung. Die einzigen Formen der Geburtenkontrolle, denen sie zustimmt, sind die unsichere Kalendermethode einerseits und die unrealistische ständige Abstinenz vom Geschlechtsverkehr andererseits.

Die Nobelpreisträgerin beruft sich auf das «Recht auf Leben» des Embryos und des Fötus. Dass aber Hunderttausende, ja Millionen zu jungen Menschen gewordene Fötusse zum vornherein dem Hungertod geweiht sind, scheint Mutter Teresa zu entgehen. In den reicheren westlichen Industrieländern, wo eine Adoption möglich ist, kann man die Tötung von Neugeborenen aus sozialen Gründen gewiss nicht rechtfertigen. In armen Staaten wie Indien hingegen ist der Sachverhalt völlig anders. Diese unübersehbaren Volksmassen ernähren zu wollen, übersteigt die menschliche Vorstellungskraft.

Gefühl bringt nichts

Die Preisträgerin meint es mit ihrer Tätigkeit zweifellos ehrlich. Ein warmherziges, mütterliches Gefühl für die Ärmsten kann ihr nicht abgesprochen werden. Da sie die entscheidenden Jahre von der Jugendzeit bis ins mittlere Alter hinter Klostermauern verbrachte, hat sie den Sinn für die Realitäten des Lebens verloren. Ihre karitative Tätigkeit ist rein gefühlsmässig bedingt.

Zur gleichen Zeit, als Mutter Teresa in Oslo im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand, erhielt Indira Gandhi von der indischen Wählerschaft die Vollmacht, ein grossangelegtes Programm der Geburtenkontrolle in die Tat umzusetzen, was in ein paar Jahrzehnten das Hauptproblem des Landes lösen könnte. Auch wenn Frau Gandhis übertriebene Unterdrückung der Meinungsfreiheit unter ihrer ersten Präsidentschaft viel Grund zur Kritik gab, so muss doch anerkannt werden, dass sie die Lage ihres Volkes realistisch erfasst hat. Sie sucht das Übel an der Wurzel anzupacken, während die Ordensschwester oberflächliche, aber ins Auge springende Kosmetik betreibt. Soweit die Ausführungen von Barbara Smoker.

Die Verfasserin ist sich voll bewusst, dass ihr Artikel selbst unter Freidenkern nicht eitel Freude und Zustimmung auslösen wird. Ihre Thesen mögen hart und gefühllos erscheinen. Dass sie aber klar sieht, darf nicht bestritten werden.

Das Thema «Hunger in der Dritten Welt» ist für uns nicht mehr neu. Tagtäglich werden wir damit in den Massenmedien oder in Form von grünen Einzahlungsscheinen im Briefkasten konfrontiert. Der Sturmangriff auf unsere Tränendrüsen lässt nicht nach. Neokolonialismus, Waffenexporte, multinationale Konzerne, falsche Entwicklungshilfe und anderes mehr werden zu den Urhebern des misslichen Zustandes gestempelt. Bis zu einem gewissen Grad stimmt dies gewiss. Zentralamerikanische Bananen kommen uns billiger zu stehen als einheimisches Tafelobst. Es liegt auf der Hand, dass wir Schweizer im Durchschnitt zu viele Kalorien vertilgen und das Fettpolster gut etwas abbauen könnten. All die kirchlichen, staatlichen und privaten Hilfsorganisationen, die für den Kampf gegen den Hunger eifrig die Trommel rühren, werden

sich unweigerlich in eine Sackgasse begeben, wenn sie nicht den Mut haben, die **Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern als Hauptursache des Übels** zu betrachten. Wir könnten wohl unsere Fleisch-, Butter-, Tomaten- und Obstberge gratis und franko nach Indien verfrachten, das Budget der Landesverteidigung streichen und den Betrag an Hilfsorganisationen überweisen, einen Prozentsatz des Bruttosozialproduktes afroasiatischen Ländern zukommen lassen usw. Aber ohne die Auflage an die Empfängerstaaten, die Geburtenfreudigkeit einzudämmen, wären diese Bemühungen völlig illusorisch!

Die Einwanderung von Afro-Asiaten in Helvetiens Gefilde, womit einige Kreise liebäugeln (billige Arbeitskräfte?), wäre völlig absurd. Für die betreffenden Staaten wäre diese Massnahme nur ein Tropfen auf den heissen Stein; dagegen führte sie bei uns unweigerlich zu unüberbrückbaren Problemen, wie sie bereits in einigen französischen, englischen, belgischen und niederländischen Städten sowie in Berlin-Kreuzberg bestehen. Die Frage der südeuropäischen Gastarbeiter ist im Vergleich dazu eine reine Bagatellsache.

Hier ist nicht von der Asylgewährung an kranke, versehrte, dem knappen Tod entkommene, verfolgte politische Flüchtlinge die Rede, sondern von der systematischen Übernahme des Geburtenüberschusses der in Frage stehenden Länder.

Kalkutta ist Schwester Teresas Wirkungsort. Dieselbe Hafenstadt ist auch Ausgangspunkt des — utopischen? — Romans «Le Camp des Saints» («Das Lager der Heiligen») von Jean Raspail, erschienen bei Robert Laffont, Paris, 1973. Der französische Verfasser beschreibt darin den Aufbruch von einer Million hungernder Inder auf 100 alten Passagierdampfern nach der Côte d'Azur im Jahre 1995. Er schildert treffend, wie Regierungssprecher, Geistliche jeglicher Konfession, Entwicklungshelfer und so weiter das Volk psychologisch bearbeiten, um sich ins Unvermeidliche zu stürzen. Nach einer mehrwöchigen Seereise strandeten die halbverrosteten Schiffe vor Marseille. Die Einheimischen hatten inzwischen Richtung Norden das Weite gesucht. Frankreich wurde ohne

Waffengewalt erobert. Die Gehirnwäsche hat ihre Wirkung gezeitigt. Widerstand gab's keinen, denn die Armeeghörigen desertierten in Massen. Der Verwaltungsapparat wurde den Forderungen der Einwanderer angepasst. Das Schlusskapitel dieses atemberaubenden Buches betrifft die Schweiz. Durch Druck von aussen und von innen wurde sie zur Kapitulation gezwungen. Vom Verteidigungswillen wie im 2. Weltkrieg war nichts mehr zu spüren.

Das Buch von Jean Raspail ist keine Lektüre für Sonntagsschüler. Es ist hart, offen und schonungslos, schockierend und oft ekelerregend. Nichtsdestoweniger ist dessen Lektüre ein **Muss** für jeden, der die Sprache Voltaires versteht. Raspails Prophezeiung könnte eines Tages Wirklichkeit werden, wenn wir uns nicht bequemen, vorurteilslos und offenen Auges die Hauptursache der Misere in der Dritten Welt zu erfassen.

Max P. Morf, Genf

Jean-Paul Sartre

Sartre (Jean-Paul), Philosoph und Schriftsteller, 1905 in Paris geboren, am 15. April 1980 in Paris gestorben.

Jean-Paul Sartre ist tot. Die Nachricht hat sich schnell verbreitet, und es gab kaum eine Zeitung, die den Philosophen und Schriftsteller nicht gewürdigt hätte. Es waren zum grössten Teil die gleichen Zeitungen, die Jean-Paul Sartre zu Lebzeiten verketzert, diffamiert und stigmatisiert hatten. Und eigentlich müsste einen diese Tatsache traurig stimmen, wüsste man nicht, dass ein paar Nekrologe bei weitem nicht genügen, um diesen Menschen zu integrieren, zu vereinnahmen und damit «unschädlich» zu machen.

Jean-Paul Sartre, von den Bürgern als Moskauhöriger abgestempelt, von der KP als Handlanger des Kapitalismus

bezeichnet, wird durch seinen Tod nicht wirkungslos. Seine Schriften sind noch da. Sie können gelesen werden und sie werden weiterhin zeigen, dass Gewissheiten nur da sind, um angezweifelt und gestürzt zu werden.

Es war Sartre, der einmal sagte: «A bas toutes les idoles!» In diesem Sinne werden gerade jene, die von Sartre geprägt worden sind, ihn nicht zum unantastbaren und unfehlbaren Idol machen, wohl aber immer als einen Philosophen, Schriftsteller und Menschen schätzen, der viel zu sagen hatte und es auch sagte.

Cornelia Wermuth

Die geprellte Jugend

Man wird revolutionär, wenn einem die Luft zum Atmen genommen wird, dies auch wenn die Reform, die einem nach einer Revolte vorgeschlagen wird, eine Farce, eine reine Verschleierung ist, weil es die einzige Konzession ist, die das Regime machen kann, ohne das Gesicht zu verlieren. Wenn 700 000 Studenten begriffen haben, dass das Regime weg muss, wenn man nicht das Teufelsgeld von ihm annehmen will, das sich sofort in Laub verwandelt, dann gibt es nur drei Möglichkeiten: Sich aufhängen — aus Ekel vor der Gesellschaft; sich verkaufen — das heisst, auf alles scheissen und sich vielleicht in ein paar Jahren doch

noch aufhängen; oder aber sich zusammenschliessen, sich die Kraft der Verweigerung bewahren, einen Kleinkrieg gegen die Alten führen, die sie bevormunden, sich so schnell wie möglich mit den Arbeitern verbinden, der wichtigsten Kraft der Revolution, und das Regime in die Luft jagen. Das wird nicht schon morgen geschehen. Aber vielleicht übermorgen. Entweder das oder der Faschismus. Oder vielleicht zuerst der Faschismus, dann das andere. Väter, vergesst nicht: Eure Kinder sind Eure Zukunft. Es hängt allein von euch ab, ob ihr sie im Namen des Humanismus ins Verderben treibt, ob sie euch, eine verlorene Generation, dem Vergessen überlassen, das ihr verdient, oder ob sie euch vor dem

Nichts erretten — denn aus eigener Kraft werdet ihr euch nicht retten können; soviel ist sicher. Denkt jedenfalls daran, dass es eurer Feigheit zuzuschreiben ist, wenn eure Söhne Revolutionäre geworden sind. Sie werden euch nichts erklären; Worte sind im Mai genug gefallen, sie haben sich damit besoffen, jetzt haben sie diesen verhärteten, vermoderten, zerschundenen Kindern, die man Erwachsene nennt, nichts mehr zu sagen. Doch wir werden es euch erklären, wir, ein paar Erwachsene, die nicht ganz so verfault oder sich zumindest ihrer Fäulnis einigermassen bewusst sind.

Jean-Paul Sartre im «Nouvel Observateur», 17. März 1969.

Was tun?

Es kommt, so glaube ich, darauf an, dass jeder sein eigenes Leben lebt, nicht nur innerlich, sondern objektiv, in einer Gesellschaft. Oft können wir nicht mehr handeln, weil uns die politischen Kräfte und die Institutionen die Macht gestohlen haben. Deshalb müssen wir uns erneut der Politik zuwenden. Wir müssen uns erneut die Macht nehmen, wir müssen einen wirklichen Schritt auf die Demokratie hin tun. Wir leben noch nicht in einer Demokratie, vor allem nicht in Frankreich, wo uns viele Freiheiten abhanden gekommen sind. Wir müssen die politischen Mächte und die Institutionen zurückweisen, wie sie sich uns gegenwärtig darstellen. Wir sind alle entfremdet, entfremdet von den Institutionen, entfremdet vom Staat, entfremdet von Menschen, die wiederum sich selbst entfremdet sind. Diese Entfremdungsverhältnisse muss man brechen. Man muss versuchen, für sich selbst und für die anderen zu leben. Man muss sich selbst verwirklichen, indem man sich den anderen gibt. Das ist das Wesentliche: eine Aktivität wiederzufinden, die zugleich eine Aktivität für die anderen und für uns selbst ist. Dazwischen gibt es keinen wirklichen Unterschied: man verwirklicht sich selbst am besten, indem man für die anderen arbeitet. Und ich sage, dass man die Institutionen zerstören muss, die gegen die wahre Demokratie sind. Und man muss versuchen, für die zu handeln, die in der gegenwärtigen Situation am meisten bedroht und an den Rand gedrängt sind, man muss eine